

Rolf Zerfaß

Was wäre das für ein Haus, das ihr mir bauen könntet? (Jes 66, 1)

In der folgenden Reflexion werden besondere Aspekte von „Angst und Ohnmacht“ in den Blick genommen: die Angst, mit allem Einsatz des pastoralen Bemühens vor Gott nicht zu bestehen, und die Ohnmacht nach dem Zusammenbruch aller Stützen und Krücken. Aus dieser Angst und Ohnmacht schafft Gott jedoch sein Heil. red*

Ein Seelsorgeamt hat mit der Bauabteilung eines Bischöflichen Ordinariats mehr gemeinsam, als ihr offenes oder verstecktes Gerangel um die Haushaltsmittel vermuten läßt. Beide gehören schließlich zu den unternehmerischen Betriebsgrößen des Hauses. Sie machen Kosten, weil sie nicht nur verwalten, sondern neue Einfälle haben, Projekte entwickeln, planen und ihre Pläne umzusetzen versuchen. Auch ein Seelsorgeamt ist, wenn es mit rechten Dingen zugeht, eine Bauhütte mit allem, was dazugehört: Termindruck, Lieferschwierigkeiten, Koordinationspannen, aber auch mit Richtfesten und Eröffnungsfeierlichkeiten, Jubiläumsreden und Festschriften.

So erscheint nicht von ungefähr unter den nachdenklichen Anfragen an die Arbeit eines Seelsorgeamtes in der Festschrift für Georg Kopp ein Text, der sich als Gottes Frage an den kirchlichen Baubetrieb darstellt:

So spricht der Herr:

Der Himmel ist mein Thron
und die Erde der Schemel für meine
Füße.

Was wäre das für ein Haus,
das ihr mir bauen könntet?

Was wäre das für ein Ort,
an dem ich ausruhen könnte?

Denn all das hat meine Hand gemacht;
es gehört mir ja schon – Spruch des
Herrn.

Ich blicke auf den Armen und
Zerknirschten

und auf den, der zittert vor meinem Wort.
(Jes 66, 1f)

* Anlässlich des 60. Geburtstags von Domkapitular Georg Kopp, dem Leiter des Seelsorgeamts Rottenburg-Stuttgart.

Bauleute Gottes

Wir verstehen so selbstverständlich die Kirche als Gottes Haus und uns selber als Gottes Bauleute (1 Kor 3, 6–17), daß uns einigermaßen verwirren muß, welche nachdenkliche Frage zwischenzeitlich dem kommt, der uns zuschaut, während wir seine Baupläne zu realisieren glauben.

Der erste Satz rückt die Maßstäbe zurecht: Wer den Himmel als Thron benützt und die Erde als Fußschemel, darf füglich fragen, was die sich eigentlich gedacht haben, die ein Haus bauen wollen, in dem dieser Thron und dieser Fußschemel Platz finden. Die Berufungsvision des Jesaja taucht im Hintergrund auf: Der Tempel von Jerusalem kann allenfalls den Saum des Gewandes dessen aufnehmen, der auf dem „hohen und erhabenen Thron“ sitzt (Jes 6, 1). Der zweite Vers geißelt die Geschäftigkeit der Planer und Macher: „Das alles hat meine Hand gemacht – es gehört mir ja schon!“ Wozu also der Aufwand, den ihr inszeniert? Was soll der Termindruck? Was immer ihr da vorhabt – laßt mich aus dem Spiel!

Der Text hat einen genau bestimmbareren Sitz im Leben und in der Geschichte des Volkes Gottes. Das Wort trifft in eine Situation fieberhaften Wiederaufbaues. Gegen alle Erwartungen hat man aus Babylon, nachdem es vom Perserkönig Kyros erobert worden war, im Jahr 538 nach Hause zurückkehren dürfen, und nun soll alles wieder so schön werden, wie es vor der Zerstörung war: Gottes heiliges Land als Mittelpunkt der Welt; als Zentrum des heiligen Landes die heilige Stadt, und in der Mitte der Stadt das Haus Gottes! Daß Gottes Augen wieder mit Wohlgefallen auf diesem Haus ruhen, weil ihm dort wieder – wie vordem – Schlacht- und Brandopfer dargebracht werden, lohnt den Einsatz aller Kräfte! Aber siehe da, Gott hat seine Augen ganz woanders. Die Kubikmeter beeindrucken ihn nicht; der Baubetrieb ist ihm langweilig: „Ich blicke auf den Armen und Zerknirschten und auf den, der zittert vor meinem Wort“ (V 2b).

Das zerknirschte Herz

Zu den großen Bibeltexten, die um Gottes wahre Aufmerksamkeit wissen, gehört Ps 51:
Schlachtopfer willst du nicht,
an Brandopfern hast du kein Gefallen.

Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein zerknirschter Geist,

ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz,
o Gott, verschmäht du nicht (Ps 51, 18f).

Das „zerknirschte Herz“ gehört zu den verblaßten Bildern der religiösen Sprache, verschlissen wie ein viel benutzter Mantel. Was es meint, kann man nur auf Umwegen wieder entdecken, z. B. wenn die Bibel von Jerusalem übersetzt: «Dieu, tu ne rejettes pas un cœur brisé», ein Herz, über das ein Windhauch hinweggegangen ist wie über die Oberfläche eines Sees. Die plastische deutsche Übersetzung steckt vielleicht in der Redewendung aus Österreich: „Den hat's beitelte.“ Das zerknirschte Herz, der zerknirschte Geist gehört zu den Menschen, die das Leben „gebeutelte“, d. h. wie einen Beutel hin- und hergeschlagen hat. Es sind die Menschen, die „Federn gelassen haben“, weil sie sich auf den Kampf des Lebens einzulassen wagten; Menschen, die auf einer ganz tiefen Ebene irritiert worden sind, weil sie erkannten und anerkannten, mit ihrem Latein am Ende zu sein. Darum mag es verschreckte Kinder und verängstigte junge Menschen geben – ein zerknirschtes Herz können sie noch nicht haben, weil sie noch nicht die irreparablen Fehlentscheidungen treffen konnten, die das Herz und den Geist dessen beschweren, der den größeren Teil seines Lebens hinter sich gebracht hat und zu seinem Teil der Verantwortung wirklich steht. Ein zerknirschtes Herz kann nur haben, wer eine Biographie hat und so an sich selber lernen mußte: „Der Weg wird dich deine Unschuld, deine Wunschbilder und deine Gewißheit kosten“ (S. B. Kopp). Ein solcher Mensch hat Entscheidendes gelernt. Er verwechselt sich nicht mehr mit Gott. Er hat den Unterschied begriffen, der nach chassidischer Tradition den Kern des Glaubens ausmacht: „Du bist du, und ich bin ich.“ Ein solches Herz „gefällt“ Gott (Luther-Übersetzung); ein solches Herz wird er „nicht verschmähen“ (Einheitsübersetzung). Das leuchtet unmittelbar ein. Denn hier kommt die Wahrheit zum Tragen, richtend und rettend.

Kirche in der Zerstreuung

Bleibt also im Grunde nur die Frage: Wo kann man das lernen, und wie kann man diese Wahrheit in sich bewahren? Da mag trösten, daß auch Israel diese zentrale Einsicht

des Glaubens nicht durch scharfes Nachdenken, sondern nur durch schmerzhaftes Erfahrungen zu lernen vermochte; nicht zu Hause, in der wohlgeordneten traditionsgesättigten Umgebung, sondern in der Fremde; nicht solange es noch Schlacht- und Brandopfer darbrachte, sondern als ihm diese Möglichkeit, sich vor Gott zu salvieren, für immer genommen schien: im babylonischen Exil. Das Gebet des Asarja bringt den Zusammenbruch aller Stützen und Krücken, aller religiösen Institutionen und jeden Renommees in erschütternder Aufrichtigkeit zur Sprache:

Ach Herr, wir sind geringer geworden als alle Völker.

In aller Welt sind wir heute wegen unserer Sünden erniedrigt.

Wir haben in dieser Zeit weder Vorsteher noch Propheten

und keinen, der uns anführt,
weder Brandopfer noch Schlachtopfer,
weder Speiseopfer noch Räucherwerk,
noch einen Ort, um dir die Erstlingsgabe darzubringen

und um Erbarmen zu finden bei dir.

Du aber nimm uns an!

Wir kommen mit zerknirschtem Herzen und demütigem Sinn.

Wie Brandopfer von Widdern und Stieren,

wie Tausende fetter Lämmer,
so gelte heute unser Opfer vor dir und verschaffe uns bei dir Sühne.

Denn wer dir vertraut, wird nicht beschämt.

(Dan 3, 37–40)

Wieviel Versuche der Beschönigung, wieviel Vertröstungs- und Verharmlosungsformeln müssen ausprobiert und ausgerangiert werden, bis die Wahrheit so klar auf den Tisch kommen kann! Aber welche wunderbare Freiheit und Sicherheit gewinnt auch, wer aufhört, Kubikmeter und Schlachtopfer, Mitgliedsziffern und Führerfiguren zusammenzuzählen und statt dessen auf Gott selber setzt und so die Erfahrung machen darf: „Wer dir vertraut, wird nicht beschämt“ (V 40). Darum ist das zerknirschte Herz kein resigniertes Herz, sondern eines, das den Bruch in der eigenen Biographie als den Durchbruch zum eigentlichen Leben, zur wunderbaren Freiheit der Kinder Gottes erlebt hat. Er wächst

in eine wunderbare Gelassenheit hinein, wie sie aus dem (gleichfalls nachexilischen) Anhang am Ende des Buches Habakuk spricht:

Zwar blüht der Feigenbaum nicht,
an den Reben ist nichts zu ernten,
der Ölbaum bringt keinen Ertrag,
die Kornfelder tragen keine Frucht;
im Pferch sind keine Schafe,
im Stall steht kein Rind mehr.

Dennoch will ich jubeln über den Herrn,
mich freuen über Gott, meinen Retter.

Gott, der Herr, ist meine Kraft.

Er macht meine Füße schnell wie die
Füße der Hirsche

und läßt mich schreiten auf den Höhen.

(Hab 3, 17–19)

Vielleicht geht das Jahr 1991 in die Pastoralgeschichte unseres Landes ein als das Jahr, in dem wir langsam realisieren, wie dramatisch sich die Horizonte der Seelsorge in Deutschland verschoben haben. Sprunghaft ist in der Neuen Bundesrepublik die Zahl kirchlich nicht mehr gebundener Menschen auf ein Viertel der Bevölkerung emporgeschwollen; erstmals seit 1945 gerät auch die friedvolle und in vieler Hinsicht segensreiche Balance zwischen Katholiken und Protestanten wieder ins Ungleichgewicht. Niemand weiß, was die neuen Einwanderungswellen bringen. Wie werden unsere Seelsorgsämter auf die unübersehbare Verschiebung der Kräfteverhältnisse reagieren? Werden wir zu dem Minderheits- und Minderwertigkeitsbewußtsein des 19. Jahrhunderts zurückkehren, neue Gräben auswerfen, neue Mauern aufrichten und uns dahinter verschließen. Oder werden wir weiter den törichten und riskanten Weg des Konzils hin zu einer dienenden und armen Kirche suchen? Schon sammeln sich wieder die Glaubensstreiter, säuberlich nach Kleriker- und Laienkontingenten geordnet. Deshalb wird in diesen neunziger Jahren das Zeugnis derer besonders ins Gewicht fallen, die in den letzten Jahren ihren Glauben nicht nur „bewahrt“, sondern riskiert haben, wie es das Gleichnis von den Talenten beschreibt (Mt 25, 14–30), die im Vertrauen auf das Erbarmen Gottes, auch Fehler zu machen und daraus zu lernen bereit waren: „All das gehört mir ja schon – Spruch des Herrn. Ich blicke auf den Armen und Zerknirschten und auf den, der zittert vor meinem Wort“ (Jes 66, 2).

Praxis

Nico Derksen

Konfliktbearbeitung durch Gemeindeberatung

Und da er daheim war, fragte er sie: „Was habt ihr miteinander auf dem Weg verhandelt?“ Sie aber schwiegen; denn sie hatten miteinander auf dem Weg verhandelt, welcher der Größte wäre (Mk 9, 33f).

Dürfen christliche Gemeinden überhaupt Konflikte haben? Wenn ja, herrscht dann die Angst vor, oder kann man darin auch etwas Positives sehen? Wie können Konflikte bearbeitet werden? Wie können einzelne und ganze Gemeinden lernen, zu sich selbst und ihren eigenen Gefühlen zu stehen, sich zu äußern, sich gegen Unrecht zu wehren? Am Beispiel der Arbeit mit Pfarrgemeinderäten zeigt Derksen, was in einzelnen Gemeinden an Krisenbewußtsein oder aber an geringer Bereitschaft, die Probleme wirklich an sich heranzulassen, vorhanden ist und wie Gemeindeberatung mithelfen kann, diese Fragen zu beantworten und gangbare Lösungen zu finden. red

Problemstellung

Der Titel dieses Artikels hört sich fast zu schön an. In ihm klingt bereits durch, daß man einen Konflikt hat, sich dessen bewußt ist, ihm ins Auge sehen will, ihn akzeptiert; daß der andere oder die andere Partei auch Interessen hat, daß man bereit ist, an dem Konflikt zu arbeiten, und bereit ist, einen Berater oder Begleiter als unabhängigen Dritten hinzuzuziehen. Dann ist die Hälfte des Weges, der zur Lösung führt, schon geschafft. Dann kann man darauf vertrauen, eine Lösung des Konfliktes zu finden, die für beide Personen oder Gruppen gewinnbringend ist.

Durch einen Konflikt entsteht meistens eine Atmosphäre der Drohung und des Schweigens. „Sie aber schwiegen.“ Auf die Frage: „Was ruft das Wort Konflikt bei Ihnen wach?“ gaben die Teilnehmer einer Pastoral-konferenz folgende Antworten: Bedrohung, Prinzipien, Verdruß und Ärger, Manipula-